

Suhrkamp Verlag

Leseprobe

Nooteboom, Cees
Gesammelte Werke in acht Bänden

Band 7: Auf Reisen 4
Aus dem Niederländischen von Helga van Beuningen, Andreas Ecke und
Rosemarie Still. Herausgegeben von Susanne Schaber

© Suhrkamp Verlag
978-3-518-41567-2

SV

CEES NOOTEBOOM

GESAMMELTE WERKE BAND 7

Auf Reisen 4

Frühe Reportagen und Reisegeschichten

Aus dem Niederländischen
von Helga van Beuningen,
Andreas Ecke
und Rosemarie Still
Herausgegeben
von Susanne Schaber

Suhrkamp Verlag

© für die Gesammelten Werke:

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2005

© Cees Nooteboom 2005

Nachweis der Ersterscheinungsorte der in diesem Band
enthaltenen Werke siehe Editorische Notiz.

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden

Printed in Germany

Erste Auflage 2005

ISBN 3-518-41567-0

I 2 3 4 5 6 – 10 09 08 07 06 05

AUF REISEN 4
FRÜHE REPORTAGEN UND
REISEGESCHICHTEN

I.
VORSÄTZLICHER MORD:
FUNDSTÜCKE

Vorsätzlicher Mord

Vor vier Tagen, am Donnerstag, dem 1. November, fuhr ich mit dem Auto über die ungarische Grenze.¹ Vier Tage, genug, ein Volk zu ersticken, ein Land zu erwürgen, eine Stadt niederzubrennen, der Welt ein Antlitz von Unheil und Unsicherheit zu geben, die Lebenden in Angst und Kummer zu versetzen.

Es schien so anders, an jenem ersten Tag. Links von der Straße floß das träge grüne Wasser der Donau, dann und wann verborgen unter langen, sich bewegenden Dunstschleiern. Eine frühlinghafte Sonne bewohnte die Landschaft. Man sah keine Russen. Man hörte keine Schüsse. Ungarn war ein befreites Land. Ein Land mit winkenden Kindern, sich wiegenden Blumen und beschwingter Fahnenfreude entlang der Straße. Ein atmen- des, erleichtertes Land. Aber kein freies Land. Denn solange Freiheit von Angst durchdrungen ist, existiert sie nicht. Die unsichtbare Anwesenheit der Russen, die Drohung stand unheilvoll zwischen den Menschen.

Es begann schon in Győr, dem Hauptquartier des Nationalkomitees, kaum sechzig Kilometer hinter der Grenze.

»Sind noch Russen da?« fragte ich.

»Ja, in ihrer Kaserne.«

»Wie viele?«

»Zehntausend.«

Ich habe nicht einen einzigen von diesen Zehntausend zu sehen bekommen, aber sie waren da, warteten auf ihren Tag, die abscheuliche Stunde ihrer Rache. Und die Menschen wußten es. Sie hatten es sich anders erhofft, hatten frei zu sein geglaubt, hatten es behauptet und gefühlt, aber sie *wußten* die ganze Zeit, daß das nicht stimmte. Sie hatten die Freiheit ergriffen und die Bücher ihres Feindes verbrannt. Sie hatten die Freiheit ergriffen und ihre Verräter zu Tode getrampelt und beseitigt. Doch aus

Angst um diese ihre zwei Tage alte Freiheit fragten sie jeden Ausländer nach Neuigkeiten, flehten ihn um Zeitungen an, drängten sich um jede offizielle Verlautbarung, die ausgehängt oder verteilt wurde. Sie waren sogar froh wie Kinder über die beiden niederländischen Zeitungen, die ich noch bei mir hatte, in denen sie Namen wie Nagy und Mindszenty erkannten und Fluchworte wie Gerő und Rákosi, deren Büsten man vor dem Hauptquartier aufgekniüpft hatte.²

Ich fuhr nach Budapest. Überall entlang der Straße Kontrollposten der Armee, bewaffnete Soldaten und Zivilisten. Mit dem Stempel des ungarischen Grenzpostens ließ man uns durch. Hier und da standen zerstörte oder erbeutete Panzer am Straßenrand, in den Ortschaften hatten die Leute sich im Zentrum versammelt, um sich die ausländischen Autos anzusehen und ihnen zuzuwinken, um zu reden und auf Neuigkeiten zu warten. Im ganzen Land sahen wir Menschen, die mit Herbstblumen auf dem Weg zu den Friedhöfen waren, für Allerseelen am 2. November.

Bevor eine schreckliche Hand aus Feuer und Vernichtung tödlich zuschlug, habe ich Budapest zum letzten Mal gesehen. Für einen Augenblick war es möglich, an Frieden zu glauben, dort, auf der prachtvollen Brücke zwischen Buda und Pest, in der Stadt mit dem schönsten Gesicht unter der Sonne. Jedoch nur, weil über der Donau nicht dieser schreckliche Staub lag, der die Stadt mit der Erinnerung an die Kämpfe gezeichnet hatte. Staub vom Schutt, immer wieder aufgewirbelt von Panzern und Lastwagen, von den unzähligen Menschen auf den Straßen, Geruch von Pulverdampf, Geruch von Tod und Feuer. Geräusch von knirschendem Glas, grell rasselnde Raupenketten, schreiende Sirenen der Rettungswagen.

Dazwischen die Menschen. Sie sind nicht so schlecht gekleidet, wie ich es erwartet hätte. Sie sind vielleicht auch nicht so euphorisch, wie ich es erwartet hätte. Sie fangen Gespräche an, manche sogar auf niederländisch. Sie geben einem Briefe für den Westen

mit, die sie manchmal schon fertig bei sich tragen. Oft sind es auch kurze, rührende Botschaften, die ich überbringen soll, wissend, daß alles, was von Freiheit und Freude und baldigem Wiedersehen (sic) darin steht, auf grausamere Weise überholt ist als je zuvor. Nein, sie sind nicht euphorisch. Zehn Jahre waren zu lang für flammende Freude, und nach dem ersten Rausch schleicht die gräßliche Ahnung unzähliger Gerüchte durch die Menge. Und jedes Gerücht betrifft die Russen. Und jedes Gerücht sagt, sie kommen zurück.

Man führt mich durch die Stadt. Es ist noch immer eine schöne Stadt. Doch bis ins Mark ihrer Boulevards und bis in den Herzschlag ihrer Plätze durchdrungen vom drohenden Unheil. Es läßt sich nicht erklären, es ist kein nachträglicher Gedanke, diese Stadt *wußte* um ihre nahende Zerstörung. Sie hing träge und schweigend in den Straßen und über der Menge, die mit offenen Augen an den Panzern vorbeizog, die nutzlos und ausgebrannt und mit einemmal lächerlich und müde an den Häusern lehnten, vorbei an den zerstörten gelben Straßenbahnen, die albern, wie von Riesen hingeschmissen, auf den Straßen lagen. Wenn ich an Budapest denke, sehe ich immer wieder diese Menschenmenge auf den Bürgersteigen der großen Straßen, wie sie gehen und reden und auf diese Panzer schauen, auf diese Straßenbahnen, wie sie Blumen auf die Gräber überall in der Stadt legen, auf Leichen von AVO-Männern³ spucken. Sie bringen mich auch in den abgesperrten Teil, den Widerstandsleute bewachen. Er befindet sich bei der verwüsteten russischen Kaserne. Sie bleiben zurück, ich darf mit einem Begleiter weitergehen. Pressefotografen treiben sich hier herum und ansonsten die Soldaten, die für diese Stadt gekämpft haben. Die Kinder, von denen man so viel hört, sind auch da. Da sind Fünfzehn- und Siebzehnjährige, sogar jüngere, Mädchen wie Jungen. Manche von ihnen haben Panzer erobert, allein. Ich habe sie mir angeschaut, habe mich ihnen genähert, habe versucht, mit ihnen zu sprechen. Wir haben uns etwas verlegen angelacht. Es sind Kinder, über die man nicht schreiben

kann. Sie haben viel zu große Gewehre, sind schrecklich anzusehen, weil sie nicht aussehen wie Soldaten, sondern wie Kinder. Vorige Woche haben sie gekämpft, danach hat man sie fotografiert, dann haben sie wieder gekämpft, und jetzt sind sie wahrscheinlich tot. Ich bin noch in derselben Nacht zurückgefahren, der Nacht, bevor die Russen ihre Truppen zu verlagern begannen, was, wie wir heute wissen, das Vorspiel zum erwarteten Ende war.

Am nächsten Tag war Allerseelen. An allen Fenstern der Stadt standen Kerzen, Kerzen für die Toten. Das war das letzte, was ich von Budapest sah. Eine dunkle Stadt, die für die Toten brannte.

Auf dem Rückweg fuhr ich hinter einer Rotkreuzkolonne her, quälend langsam. Später hinter einem Ferrari der italienischen Presse, rasend schnell. Von Zeit zu Zeit ein Kontrollposten, unvermittelt und beängstigend in der Nacht. Er schiebt seine *tommy gun* herein und durchsucht den Wagen auf AVO-Männer. Er sieht sich die Stempel in den Pässen an. Und immer wieder dieselbe Frage: »Haben Sie Russen gesehen?« Warum sie das mit solcher Dringlichkeit fragten, begriff ich erst in Wien, als ich von den russischen Truppenbewegungen hörte.

Jetzt ist es geschehen. Das Land ist besiegt, die Stadt zerstört. Die Welt hat Angst. Faulkner sagte 1950 bei der Entgegennahme des Nobelpreises: »Die Tragödie unserer Zeit ist eine allgemeine, universelle Angst, die lediglich diese eine Frage hat: Wann bin *ich* dran?« Die Welt hat den Verrat erkannt, die Welt protestiert, zögert, hat Angst. Doch in derselben Rede sagte Faulkner: »Ich glaube nicht an den Untergang des Menschen. Ich glaube nicht nur, daß er weiterexistieren wird, er wird sogar stärker werden. Er ist unsterblich (. . .), weil er einen Geist besitzt, der imstande ist, Mitleid zu empfinden, Opfer zu bringen, standzuhalten.«

Die Niederlande protestieren, die Welt debattiert. Doch eine der letzten Botschaften eines ungarischen Senders lautete: HELFT UNS NICHT MIT WORTEN, SONDERN MIT TATEN. Das

Gejohle auf dem Nieuwendijk hat noch keinen einzigen Ungarn befreit, die zerbrochenen Scheiben bei Pegasus werden keine einzige Kugel aufhalten.⁴ Die einzigen Worte, die Sinn machen, als Befehl und nicht als Bitte, sind die Worte, die in Budapest überall auf Mauern und Fensterscheiben standen: RUSSEN, GEHT NACH HAUSE!

November 1956

- 1 »Vorsätzlicher Mord« ist der erste journalistische Text, den Cees Nooteboom je geschrieben hat; der Artikel wurde am 7. 11. 1956 in *Het Parool* veröffentlicht. Später blickt der Autor noch einmal auf diese Tage in Budapest unmittelbar vor der gewaltsamen Niederschlagung des ungarischen Volksaufstands durch das sowjetische Militär zurück; vgl. unten, »Aufstand in Finsternis«, S. 607–611.
- 2 Imre Nagy (1896–1958): ungarischer Politiker, Kommunist, nach dem Sturz des stalinistischen Parteiflügels am 23. 10. 1956 als Ministerpräsident eingesetzt; einer der Führer des ungarischen Volksaufstands. József Mindszenty (1892–1975): ungarischer katholischer Theologe, ab 1946 Kardinal, 1949 als Gegner des Kommunismus zu lebenslanger Haft verurteilt, während des Aufstands 1956 befreit, lebt bis 1971 im Asyl in der amerikanischen Botschaft in Budapest, danach in Wien. Ernő Gerő (1898–1980): ungarischer Politiker, Stalinist, im Juni 1956 zum Parteivorsitzenden der ungarischen KP ernannt und im Zuge des Aufstands am 25. 10. 1956 von der sowjetischen Parteiführung abgesetzt. Mátyás Rákosi (1892–1971): ungarischer Politiker, ab 1945 Generalsekretär der KP, 1952/53 Ministerpräsident, 1956 als Stalinist seiner Ämter enthoben.
- 3 AVO (später AVH): ungarischer Staatssicherheitsdienst.
- 4 Nieuwendijk: Geschäftsstraße in Amsterdam. Pegasus: kommunistischer Verlag und Buchhandlung in Amsterdam, auf Osteuropa spezialisiert.

La Bohemia

Vom Kolumbus-Denkmal aus geht man die Ramblas entlang bis zum Café Cosmos auf der rechten Seite. Danach ist es die erste Straße links, eine dunkle, verqualmte Gasse im Barrio Chino. Dort liegt an einer Ecke das Bohemia, das ich suche, ein düsteres, niedriges Musiklokal, in dem nur alte Leute auftreten.

Dünne Säulen tragen die Decke, ich dränge mich so weit es geht nach vorn, wo auf einem Holzpodium im gelben Schummerlicht ein Klavier steht. Der Pianist sitzt mit dem Rücken zum Publikum, und mehr als diesen Rücken sowie kerzengerade herabfallendes nasses schwarzes Haar bekommt niemand von ihm zu sehen. Vor und neben der kleinen Holzbühne sitzen ein paar Leute: zwei deutsche Damen mit erstarrten Gesichtern, ein altes, flauschiges Kind von etwa sechzig Jahren, eine Gruppe angetrunkenen Spanier mit weißen Schuhen und kreischendem Lachen. Ein alter Mann – wie alt, läßt sich unmöglich erraten – steht auf der Bühne und singt. Sein Altweibergesicht wird zusätzlich verunstaltet durch eine Kunsthaarperücke, er blickt mit unfrohen, verhangenen Augen in den Saal, doch um seinen Mund herum herrscht großes Vergnügen. Er ist ein Star, ein Künstler, er tritt im Bohemia auf. Leute kommen, um ihn zu sehen. Sein Lied, gespickt mit nicht ganz salonfähigen Anspielungen, ist in erster Linie für die Spanier gedacht, und der Erfolg ist groß. Sie erheben sich und rufen, vor Lachen fast erstickend, Dinge auf katalanisch, der alte Mann verrenkt seinen Körper zu komplizierten Posen und scheucht sich selbst, während er nach Atem ringt, gebrochene langgezogene Töne ausstößt und nach den Männern vor ihm schießt, auf dem Podium hin und her. Nach dem ersten Lied geht er geschäftig zu dem klavierspielenden Rücken und verhandelt über das nächste Stück. Es wird eines über einen Torero, und die Szenen werden gräßlicher. Jetzt muß der alte Körper einen Stierkämpfer nachahmen, und heraus kommt eine schaurige Parodie auf die Jugend, die Bewe-

gung, das Tanzen. In seinem schlapperigen Palm Beach-Anzug und dem billigen paillettenbesetzten Cape schlendert er so laziv wie möglich hin und her und wimmert von Stieren und Kämpfen. Dann zieht er sich in eine Ecke zurück, um wieder zu Atem zu kommen.

Das flauschige Kind steht auf und geht gesenkten Blicks zum Podium. Es ist eine Frau, und man kann nicht erkennen, ob sie eine Perücke trägt, das Haar ist in merkwürdigen Strähnen an ihre Stirn geklebt, darunter ein wächsernes Gesicht, in dem matte Augen scheu und ausweichend keinen ansehen. Sie trägt Kinderkleider und singt mit einer sechzigjährigen Kinderstimme, was das Publikum wünscht. Dazu beschreibt sie die stereotypen Gesten, die in Liedern zur Liebe und zu Umarmungen gehören. Eine Gestalt von Hieronymus Bosch, und so benimmt sie sich auch. Ihre dünnen weißen Beine in kurzen weißen Söckchen und Mädchenschuhen machen, wenn es sich so ergibt, ein paar mißglückte Tanzschritte. Als ihr Lied zu Ende ist, nimmt sie mit verschämter Gebärde ihre Handtasche vom Klavier und tappt wieder zu ihrem allein stehenden Stuhl.

Die nächste Nummer. Ein Greis, dem die Himmelspforten bereits auf den Schultern lasten, knarrt schleppenden Schrittes nach vorn. Er hat nichts Gruseliges an sich, ist einfach ein sehr alter Mann. Die Liedbrocken, die er hervorstößt, lassen Opernfragmente erkennen und etwas, was einst vielleicht eine große Stimme war. Dieser *jeune premier* anno 1910, 1920 auf den Fotos über dem Klavier – ist er das? Es ist nicht zu erkennen: Der auf der Bühne ist ein alter, tattriger Mann mit Mönchsbrille in einem grauen Anzug. Nach zehn Minuten brüchigem Geröhre schleicht er sich davon und überläßt seinen Platz jemandem, den er als *fantasista* ankündigt. Es wird noch grausamer. Die Dame, die jetzt nach vorn wankt, kann nicht mehr singen. Ab und zu ein Kreischer, ein Piepser, der Versuch eines Zwinkerns aus halbverkniffenem Gesicht. Sie stümpert eine Weile herum, Reste eines bekannten Liedes sind zu erkennen, wirft eine Nelke

auf meinen Tisch. Ich weiß nicht, was ich jetzt tun soll. Sie zurückwerfen? Ins Knopfloch stecken? Aber schon piepst sie weiter, nun an das Klavier gelehnt und in der Luft herumgestikulierend. Der alte Mann, der zuerst aufgetreten war, begleitet sie aus einer Ecke des Lokals schwach mit Kastagnetten. Über den Köpfen liegt eine merkwürdige Fröhlichkeit, eine verbitterte Aufgedretheit. Das Publikum, mittlerweile an Zahl gewachsen, amüsiert sich *wirklich*. Nur Spanier können das. Alter, auch in dieser Form, ist nichts, was in irgendeinem Heim versteckt wird. Man lacht ungeniert über einen jaulenden, entgleisten Ton, eine danebengegangene Gebärde, den zu langsamen Schlurfschritt von hier nach da. Aber die Künstler legen es auch darauf an, wissen, wie sie die Zuschauer zum Kreischen und Auf-den-Tisch-Schlagen bringen, und so treten sie auf, einer nach dem anderen, alt, älter, manche, denen ihr früherer Ruhm unsichtbar um die Schultern drapiert ist, andere schamlos, grausam in ihrem Alter, ihrer hinfälligen Koketterie, die irgendwie anstößig wirkt. Die Apotheose ist die Rückkehr des ersten Mannes, offensichtlich der Liebling des Lokals. Wie alt mag er sein? Siebzig, achtzig? Dies ist seine Brigitte-Bardot-Nummer. Unter dem staubigen, geschminkten Gesicht kann man den schönen Mann erahnen, der er einst gewesen sein muß. Das alles pervertiert er zu einer schauerlichen Geckenhaftigkeit, er ist Brigitte Bardot, er trägt eine beige Seidenperücke, die gleich auch noch für die Mistinguett¹ erhalten muß. Dann zieht er sein weites Hosenbein hoch und schwingt sein altes Bein in die Luft. Gebrüll! Mit wiegenden Schultern, von einer bunten Federboa verhüllt, verschwindet er unter fußbestampfenden Beifallsbekundungen in die Garderobe. Die deutschen Damen verlassen den Saal wie englische Ladies den Stierkampf. Spanien, wenn es sich so zeigt, wie es ist, ist den meisten Damen zuviel. Es ist auch das letzte Land in Europa, wo einem ein gespaltener Schafskopf aufgetischt werden kann. Aber nicht mehr lange.

vermutlich 1954

1 Mistinguett (eigentlich Jeanne Florentine Bourgeois, 1873–1956): französische Varietéünstlerin, Chansonsängerin und Schauspielerin der Pariser Revuetheater, v. a. des Moulin-Rouge.

Tonic mit Eis und Champagner

Die Karte von Barcelona ist der Traum eines Lehrers für technisches Zeichnen. Ein in akkurate Quadrate und Rechtecke aufgeteiltes braunes Feld, in dem man sich nicht verirren kann, es sei denn, man wagt sich in das kleine Areal am Hafen vor, wo die Straßen und Gassen sich wild ineinanderwinden und es dem Reisenden schwermachen – zum Glück. Fast schwarz ragen die Häuser zu beiden Seiten neben einem auf. Schaut man nach oben, sieht man ein Geschwader von Balkonen über einem schweben und darüber ein Stück blauen Himmel, der mit der Stadt nichts zu tun hat. Die Sonne fällt lotrecht in die Sträßchen, es ist unvorstellbar heiß, gedehnte Schreie prallen zwischen den Häuserwänden hin und her, es riecht hier nach allem.

Irgendwo mitten in diesem Gewirr befindet sich das Restaurant Los Caracoles, was »Die Schnecken« bedeutet, und wenn Sie es gefunden haben, dann lassen Sie es nicht mehr los, setzen Sie sich draußen an einen der Tische, die dem Gehweg entsprechend schmal sind, und plazieren Sie sich vor allem so, daß Sie sowohl den Besitzer, Herrn Buffaroll, als auch den Herd im Auge behalten können. Beide haben einen Umfang, der alle Dimensionen sprengt. Und das ist vor allem bei einem Menschen aufregend. Herr Buffaroll weiß das sehr gut und verteilt daher auf Wunsch Fotos von sich. Sie zeigen ihn inmitten einer ungeheuren Menge barbarischer Speisen – Krebse, Krabben, Hähne, Schnecken, Schinken, Früchte, ein mittelalterliches Bankett –, wie er sich einen Sturzbach von Wein in sein weißes mondartiges Gesicht gießt, ein Gesicht, in dem eine spitze dünne Nase sitzt und das

von einigen wenigen Haaren umkränzt wird, die er sorgfältig in alle Richtungen gekämmt hat.

Nicolaas Kroese, der sich, bevor er anfing, sich mit Teilhard de Chardin, dem Untergang der Welt, der Cheopspyramide und dem Kosmos des Bösen zu beschäftigen, ebenfalls nicht zierte, wenn es um Fotos oder gutes Essen ging, hätte leicht zweimal in Buffaroll Platz, und das will schon etwas heißen.¹ Trotzdem bewegt sich Buffaroll mit dem leichten Schritt eines Tänzers durch seine vielen Räume und Etagen, deren Wände tapeziert sind mit Fotos vergessener und vergangener Größen – Mistinguetten und spanische Operettensängerinnen, an Vergilbung gestorbene Stierkämpfer, spanische Filmstars –, von denen Sie noch nie gehört haben werden, allesamt lachende Gesichter von abgelaufener oder noch gültiger Berühmtheit und geschmückt mit einer Unterschrift sowie dem herzlichen Dank an Herrn Buffaroll dafür, daß sie 1890, 1910, 1933, 1951, 1963 so ausgezeichnet bei ihm gespeist haben – denn vor Herrn Buffaroll gab es einen anderen Herrn Buffaroll und vor diesem noch einen, und so weiter bis 1830.

Der Herd ist also nicht nur sehr groß, sondern auch sehr alt – aber seine Größe ist wohl doch das Wichtigste an ihm. Er würde mehr als drei Jünglinge fassen, und es stehen tatsächlich welche um ihn herum. Acht rasende Köche lassen sich jeden Tag in den Herd einbauen, stehen in der unbeschreiblichen Hitze Schulter an Schulter und rühren, legen große Garnelen auf heiße Platten, mixen Pfeffersoßen für die Schnecken, wählen Fische für den großen Topf mit Fischsuppe aus, schneiden Kräuter, rufen, singen, werkeln. Enten, Gänse, Schalentiere, rote Krebse, Tintenfische – all unsere Vorgänger und Vettern in der Evolution werden wie im siebzehnten Jahrhundert schön drapiert und zu Gruppen angeordnet, gegen die die bunten Freßfotos amerikanischer Zeitschriften verblassen; *eine* Stunde in der Nähe dieses Herdes, und man begreift, was Essen für die Römer oder für unsere genußsüchtigen mittelalterlichen Freßsäcke bedeutet haben muß.

Gargantua Buffaroll kommt angewogt, streckt seine spitze Nase über den Herd, blickt nachdenklich, prüfend oder grimmig in die Töpfe, fegt hier und da geistesabwesend einen Brotkrümel vom Tisch, rückt eine Flasche zurecht, erteilt einen Befehl, jagt draußen wie ein mittelalterlicher Wirt einen Bettler fort oder gibt ihm ein Stück Huhn und läßt sich dann am Ende des Nachmittags selbst zum Essen nieder. Um den vielen unter Ihnen, die Diät halten müssen, einen gräßlichen Augenblick zu ersparen, werde ich seine Mahlzeit nicht weiter beschreiben. Eines jedoch ist unbedingt erwähnenswert: Er ißt völlig für sich. Ein wenig von seinen Gästen abgewandt, an dem Tisch, der dem Herd am nächsten steht, tut er seine Pflicht. Und was trinkt Herr Buffaroll? Tonic mit Eis und Champagner. Nur damit Sie's wissen.

vermutlich 1954

- 1 Nicolaas Kroese (1905-1971): niederländischer Restaurantbesitzer, der in den fünfziger und sechziger Jahren eine bedeutende Rolle im kulturellen Leben Amsterdams spielt; seine Restaurants ziehen vor allem Touristen an; bekannt wird er auch durch seine aberwitzigen »wissenschaftlichen« Theorien, die er mittels zahlloser Telegramme an bekannte Persönlichkeiten verbreitet.

